

Zu dieser Ausgabe:

Grundlage des Textes ist die erste deutsche Auflage, die unter dem Titel »Das Geheimnis des ›Roten Löwen‹« 1913 im Berliner Scherl Verlag unter dem Pseudonym Gerhard Stein [das ist Wilhelm Rubiner] erschienen ist. Die Rechtschreibung wurde nur unzureichend der heute üblichen angepasst, offensichtliche Fehler wurden verbessert, viele Eigenarten und Altertümlichkeiten aber auch beibehalten.

Herausgegeben von Mirko Schädel

Erschienen erstmals 1913 im Scherl Verlag, Berlin

1. Auflage 2023: 100 Exemplare

Copyright by Mirko Schädel

www.krimimuseum.de

Umschlaggestaltung: Mirko Schädel

Druck und Bindung: Schaltungsdienst Lange, Berlin

In das Gastzimmer des im Berliner Norden in einer stillen Seitenstraße gelegenen Hotels zum »Roten Löwen« trat eilig ein schlanker, hochgewachsener Herr ein. In der einen Hand trug er ein kleines, vielbenütztes Köffchen, und in der anderen hielt er einen halboffenen großen Regenschirm, von dem das Wasser in einem gelblich-grauen Strom herabrann. Draußen regnete es nämlich; es war ein ausgiebiger Sommerregen, der schon seit einer halben Stunde niederfiel und voraussichtlich noch mehrere Stunden andauern würde.

Ohne den tiefenden Schirm ganz zuzuklappen, war der Herr bis zur Mitte des Zimmers vorgeschritten. Er blickte suchend im stillen Raume herum, schüttelte ärgerlich den Kopf und blieb wartend stehen.

Da löste sich langsam aus einem dunklen Winkel am Schenktisch eine Gestalt los. Ein dicker, unteretzter Mann mit einem glattrasierten Gesicht trat hervor und musterte den Fremden mit verdrießlichem Ausdruck.

»Sie wünschen?« fragte er etwas mürrisch.

»Ein Zimmer, ein recht freundliches Zimmer«, war die Antwort.

Der Dicke sah den Schlanken forschend an. Der halboffene, noch immer wassertriefende, ungewöhnlich große Regenschirm und das kleine, stark ramponierte Köffchen gefielen ihm nicht. Und etwas Mißtrauen flößte ihm auch der Mann ein. Sein Gesicht mit dem kurzen, dichten, braunen Henriquate, der geraden Nase und den braunen Augen, die hinter den scharfen Gläsern

einer in Stahl gefaßten Brille lustig hervorblitzten, war ja recht sympathisch. Aber der Hut auf dem mächtigen Kopfe schien aus vergangenen Jahrzehnten zu stammen und ebenso der braune Überzieher, der mit seiner Länge sicher einer bereits vergessenen Zeit angehörte. Alles in allem war der Mann das Bild eines ärmlichen, kümmerlichen Provinzlers.

»Warum kommt der gerade in meinen Gasthof?« dachte Herr Weigel, der wohlbeleibte Wirt.

Der »Rote Löwe« gehörte nämlich zu jenen alten Hotels der Großstadt, die kaum mehr von Fremden aufgesucht werden. In einer Seitenstraße der etwas entfernteren Umgebung des Stettiner Bahnhofes gelegen, mit veralteten Einrichtungen, war der »Rote Löwe« ein Gasthof, der nur noch von seiner langen Vergangenheit zehrte und nur von alten Gewohnheitskunden aus der Provinz besucht wurde. Vor einigen Jahren hatte Weigel einen schwachen Renovierungsversuch gemacht und die Zimmer der ersten Etage des zweistöckigen Hauses mit besseren, wenn auch nicht neuen Möbeln einrichten lassen. Aber es nutzte nicht viel. Das Hotel lag gar zu sehr abseits vom großstädtischen Verkehr; neue Gäste kamen nicht, und die alten brachten gerade so viel, daß das Geschäft ohne Gewinn und ohne Verlust arbeitete, weshalb der Eigentümer schon daran dachte, das Hotel eingehen zu lassen und es in ein Wohnhaus umzugestalten.

»Ein Zimmer?« fragte der Wirt, als wollte er sich vergewissern, daß er recht gehört habe.

»Ja, aber bitte ein gemütliches,« war die Antwort.

»Wollen Sie nicht erst Ihren Schirm dort in die Ecke stellen?« fragte der Wirt noch ziemlich mürrisch, indem er auf einen eisernen Ständer zeigte.

Nun erst sah der Fremde, wie das Wasser von seinem Schirm troff. Er klappte ihn ganz zu, stellte ihn in den Ständer und setzte auch sein Kofferchen daneben.

Herr Weigel aber war anscheinend über die Persönlichkeit seines Gastes noch immer nicht im klaren.

»Zu welchem Preise wünschen Sie das Zimmer?« fragte er.

Zum ersten Male huschte ein Ausdruck der Ungeduld über das freundliche Gesicht des Fremden. »Das ist mir ziemlich gleich,« sagte er, »für zwei oder drei Mark. – Ein Herr, mit dem ich auf der Fahrt im Eisenbahnwagen sprach, hat mir Ihr Hotel empfohlen.«

Diese Erklärung schien Herrn Weigel endlich zu beruhigen. »So? Ja. – In der ersten Etage vielleicht?« meinte er. Dann holte er einen Zettel aus dem Pult des Schenktisches hervor. »Bitte, wollen Sie den Meldeschein ausfüllen.«

Der Fremde nahm den ihm dargereichten Bleistift und schrieb: »August Heydemann, Privatier.«

Der Wirt warf einen raschen Blick auf den Schein und bemerkte: »Bitte, auch den Wohnort aufzuschreiben.«

»Mittendorf« – schrieb Heydemann.

»Privatier aus Mittendorf – auch was Rechtes,« dachte Weigel. Aber nun stellte er keine Fragen mehr. Er bat seinen Gast, ihm zu folgen, und führte ihn die Treppe hinan, wo er die Tür zu einem Zimmer öffnete, in das er Heydemann eintreten ließ.

Eben war Herr Weigel im Begriff, sich zurückzuziehen, als Heydemann sagte: »In diesem Wetter kann man ja gar nicht aus dem Hause. Kann ich unten Abendessen bekommen?«

»Selbstverständlich – in einer halben Stunde.«

»Schön – also in einer halben Stunde.«

Der Wirt ging, und Heydemann blickte sich im Zimmer um. Er war zufrieden, alles war nach seinem Geschmack. Auf dem Fußboden lag ein großer, fast noch neuer Teppich, an einer Wand stand ein schmales, geschweiftes, dunkelgrünes Sofa, in der Nähe eines Fensters ein altmodischer, gelb polierter Schreibtisch mit einem Klapppult und weiterhin ein in reinstem Weiß erglänzendes Bett von einer Größe, als wäre es für einen Riesen aus dem Märchen bestimmt. Und nun machte Heydemann sich's bequem, legte den Paletot ab und stand da in einem langen, schwarzen Gehrock, der wie der Überzieher einer längst vergangenen Mode angehörte, ebenso wie die breiten, am Knie ausgedrückten Beinkleider. Sogar das Vorhemdchen, das in tadelloser Weiße aus dem schmalen Ausschnitt der Weste hervorschimmerte, verriet mit seinen Fältelungen die Herkunft aus einem früheren Jahrzehnt.

Da sah er in einer Ecke einen schmalen, fast bis zum Fußboden reichenden Spiegel. Er stellte sich

davor und betrachtete prüfend seine Gestalt. Er lächelte, er gefiel sich, er fand an seinem äußeren Menschen nichts, was man hätte bemängeln können. Dann schritt er wieder zum Schreibtisch, klappte das Pult zu und wieder auf, dann begab er sich zum Sofa, lehnte sich behaglich zurück, schloß die Augen und verlor sich ins Nachdenken, wobei ein glückstrahlendes Lächeln sich über sein Gesicht breitete.

So verharrte er eine längere Weile still und reigungslos wie ein Mensch, der sich angenehmen Träumen hingibt. Plötzlich aber fuhr er, wie von einer peinlichen Erinnerung geweckt, jäh in die Höhe. Er zog aus der Westentasche eine Uhr hervor, eine große, schwere, goldene Uhr, deren Deckel eine jahrzehntelange Benutzung aufwies, und warf einen Blick auf das Zifferblatt.

Ja – die halbe Stunde war um, es war Zeit. Das Abendessen mußte schon fertig sein.

Als er ins Gastzimmer trat, fand er einen Fremden vor. In der Nähe des Büfetts saß ein modern und sorgfältig gekleideter junger Mann und las die Zeitung.

»Guten Abend,« sagte Heydemann mit der Höflichkeit des Provinzialen.

Der junge Mann blickte einen Moment auf, zeigte sein hübsches Gesicht mit dem schwarzen Schnurrbärtchen und dem dunklen Haupthaar, erwiderte kühl den Gruß und las dann weiter.

Bald erschien der Wirt, wechselte einige Worte mit Heydemann und brachte ihm das Abendessen.

Eine Weile verging in tiefem Schweigen. Der

Wirt hatte sich wieder zurückgezogen, der junge Mann hatte zu lesen aufgehört, und Heydemann war mit dem Essen fertig und blickte hinaus in die graue Dämmerung, wo der Regen noch immer herniederströmte und in großen Tropfen gegen die Fenster schlug.

»Ein greuliches Wetter,« begann Heydemann, dem das Schweigen unangenehm wurde.

»Stimmt,« meinte der junge Mann.

»Kommen Sie auch von der Reise?«

»Nein, ich wohne hier in Berlin.«

Die Antworten waren zwar kurz, aber Heydemann rückte seinen Stuhl ein wenig herum, um bequemer mit dem andern sprechen zu können. Dieser legte eben die Zeitung aus der Hand und schien sich durchaus nicht abweisend verhalten zu wollen.

Er sei zum ersten Male hier in Berlin, meinte Heydemann. Dort, in der kleinen Stadt, von der er herkomme, erzähle man sich Wunder von der Großartigkeit der Reichshauptstadt. Er habe freilich auf dem kurzen Wege von der Bahn in das Hotel und noch dazu bei dem strömenden Regen nicht viel sehen können. Er hoffe aber, das Versäumte nachzuholen,

denn er wolle dauernd hierbleiben. Man könne sich, wie ja alle Welt erzähle, in Berlin so gut unterhalten.

Der junge Mann hörte mit höflicher Zerstreutheit zu. Als aber Heydemann von Unterhaltungen sprach, warf er unwillkürlich einen schärferen Blick auf die Erscheinung des Sprechenden und konnte dabei ein Lächeln nicht unterdrücken.

»Die Unterhaltungen in Berlin kosten Geld,« meinte er.

»Oh, das tut nichts,« sagte Heydemann, »das werden wir schon noch erschwingen.« Und dabei lachte er so laut und herzlich, daß der andere ganz verduzt wurde.

In diesem Augenblick wurde das Gespräch unterbrochen. Am Büfett ward eine weibliche Gestalt sichtbar, ein junges, schlankes Mädchen, in heller, leichter Sommerkleidung, das seinen dunkelblonden Kopf einen Moment vorstreckte und dann wieder verschwand.

Der Berliner stand hastig auf, murmelte etwas wie eine Entschuldigung und schritt rasch zum Büfett hin, wo er sich in einem dunklen Winkel verlor.

Heydemann hatte das Mädchen gesehen und trotz der Dämmerung wahrgenommen, daß es recht hübsch war. Mit heiterer Miene blickte er dem jungen Mann nach, und der fröhliche Ausdruck blieb auch auf seinem Gesicht, während er allein saß und auf die eintönige Melodie der fallenden Regentropfen horchte.

Plötzlich vernahm Heydemann ein leises Flüstern, dann unterdrücktes Lachen einer jungen Frauenstimme, dann einen Laut, der nichts anderes als ein Kuß sein konnte. Darauf wurden Schritte hörbar, und der junge Mann trat aus dem dunklen Winkel hervor und setzte sich wieder auf seinen Platz.

Aber er fühlte sich augenscheinlich etwas geniert. Er glaubte auf dem Gesicht des Fremden einen ironischen Zug zu sehen und sagte halb

ärgerlich und halb sich entschuldigend: »Fräulein Weigel ist meine Braut —«

»O bitte,« meinte Heydemann wohlwollend. »Sie sind ja jung — ganz selbstverständlich. — Wohl die Tochter des Wirtes, ja? — Na ja — junge Leute sind eben ein wenig verliebt.«

Dann blickte er wieder hinaus in die Dämmerung, die jetzt in Nacht überging und betrachtete die Fensterscheiben, an denen sich schmale Wasserrinnsale gebildet hatten.

»An Ausgehen ist wohl heute nicht mehr zu denken,« fuhr er fort. »Heute abend muß man schon zu Hause bleiben. Nicht? Also, noch ein Glas Bier, wenn der Wirt kommt. Oder nein, eine Flasche Wein — darf ich Sie einladen?«

»Aber —«

»Bitte, nehmen Sie nur an,« fuhr er in herzlichem Tone fort. »Setzen Sie sich zu mir an meinen Tisch — ich möchte gern einige Auskunft über Berlin haben, und beim Wein plaudert es sich besser. Also —«

Der junge Mann erhob sich zögernd, ging zum Büfett hin, drückte zweimal auf den Knopf einer Tischglocke, schritt dann langsam zurück und nahm am Tische Heydemanns Platz.

Der Wirt erschien, nahm mit einem recht erstaunten Gesicht den Auftrag auf eine Flasche guten Rheinweins entgegen, zündete mehrere Gasflammen an, brachte dann den Wein nebst zwei Gläsern und zog sich zurück, nicht ohne vorher auf seinen Gast einen mißtrauischen Blick geworfen zu haben.

Heydemann goß ein, erhob sein Glas und stieß

mit dem anderen an. »Prosit — die Zukunft!« rief er.

Der junge Mann stellte sich jetzt förmlich vor: »Heinrich Krüger, Ingenieur in einer elektrotechnischen Fabrik.«

»Ah, Ingenieur,« sagte Heydemann. »Also ein Mann der Gegenwart und der Zukunft. — Ich wollte, ich wäre es gleichfalls. — Ich — ich gehöre der Vergangenheit an, einer älteren Zeit.«

»Sie sind ja noch gar nicht so alt,« wandte Krüger höflich ein.

»Sie meinen an Jahren? Na, dreiunddreißig. Das ist sonst nicht viel. Aber wenn man so viel erlebt und durchgemacht hat. — Wie alt sind Sie denn? — Fünf- oder sechszwanzig. Ja? Na, sehen Sie. Sie sind, was Sie sein wollten, ein fertiger, selbständiger Mann. Aber ich — unter anderen Umständen müßte ich wieder von vorn anfangen.«

Krüger sah ihn verständnislos an.

»Ja, ja — wissen Sie, was das Leben in einer kleinen Stadt ist? In einem Städtchen, wo einer alle kennt und diese alle jeden einzelnen?«

»Da ist es doch so gemütlich —«

»Ja wohl, gemütlich! Vielleicht in behäbigen, glänzenden Verhältnissen. Aber, wenn man es nicht so hat — ach, du lieber Gott. Da tut jeder, der ein paar Groschen besitzt, als wollte er einem sagen: »Nun putz' mir mal meine Schuhe.«

»Es ist aber doch in einer kleineren Stadt leichteres Arbeiten.«

»So, glauben Sie? Sehen Sie sich mal die Sache in der Nähe an. Für einige Mark, die kaum zum

Leben reichen, den ganzen Tag rackern. Na, ich habe es durchgemacht elf Jahre lang!»

»Nun – da brauchen Sie wohl nicht erst von vorn anzufangen,« wandte Krüger ein. »Leute, die in der Provinz so lange gearbeitet haben, werden bei uns sehr geschätzt. Sie haben eben Ihren Beruf ausgeübt.«

»Meinen Beruf?« Heydemann lachte bitter auf. »Lieber Herr, was denken Sie sich für einen gewesenen Studenten der Philologie und der Philosophie für einen Beruf?«

»Hm – ja, ich weiß nicht,« sagte Krüger verlegen über diese Vertraulichkeit. »Lehrer – oder auch in das praktische Leben eintreten – Kaufmann, Buchhalter.«

Heydemann sah den anderen etwas erstaunt an. »Es ist doch merkwürdig,« sagte er, »daß manche gute Ratschläge so spät kommen, daß sie nicht mehr befolgt werden können.«

»Na, eine dieser Berufsarten müssen Sie doch gehabt haben,« meinte Krüger lachend. »In einer kleinen Stadt –«

»Ja, gerade in einer kleinen Stadt!« warf Heydemann ein. »Versuchen Sie mal da umzusatteln! Da heißt es: Schuster, bleib bei deinem Leisten! Du warst Student? Wie kannst du denn etwas anderes sein wollen? Du verstehst doch von unseren vernünftigen Sachen nichts. Und lernen willst du? Etwas Neues lernen? Aber, mein Lieber, da bist du ja zu alt dazu!«

»Man kann doch unmöglich immer Student bleiben.«

»Freilich nicht! Ja, was wird man da? Oh, ich

mußte sehr eindringlich diese Frage an mich stellen. Denken Sie sich – zwei Jahre Universität – da starb mir der Vater plötzlich, ohne einen Pfennig zu hinterlassen. Er war Lehrer gewesen. Ich mußte zurück ins kleine Nest. Meine Mutter war da, eine kranke, gelähmte Frau, die nichts schaffen konnte, die Pflege gebrauchte. – Die Pension – na, die wurde bei ihrer Krankheit in wenigen Monaten verbraucht. – Und kein Mensch kümmerte sich um die Witwe und um den Sohn des toten Schulmeisters. Na ja – er war ja eben tot. Und dann hatte diese Witwe eine Schwester, die war reich, sehr reich hieß es. Jawohl – von dieser Schwester nicht einen Groschen, nicht einen Pfennig! Nichts, nichts! Und da trat die Frage an mich heran: ›Was tust du nun jetzt?‹ Antwort: Elf lange Jahre nichts als Elend und Hunger.«

»Nun, Sie haben doch nicht immer gehungert,« bemerkte Krüger lächelnd.

»Fast – lieber Herr,« sagte Heydemann achselzuckend. »In einem Städtchen von kaum dreitausend Einwohnern. Man versucht erst etwas zu schreiben – man kommt ja aus dem literarischen Fach – aber in dem kleinen Nest ist kein Boden dafür. Ich träumte davon, Dichter, Schriftsteller zu werden, machte allerlei Versuche – na, die Leute wollten nichts davon wissen. Die Manuskripte wurden gar nicht gelesen. Und was bleibt einem nun übrig, wenn man Geld braucht, die Mutter leiden sieht und gar nicht von der Stelle gehen kann? Sie sagten ganz richtig: Lehrer. Leider aber nur Hauslehrer, das heißt Privatlehrer für die Anfänge des Klavierspiels, Nachhilfe-